

Wöchentliche Beilage zur Echorners Ostdeutschen Zeitung.

№ 22. 1899.

Jessie's Vormund.

Roman von Hans v. Seldrungen.
(Fortsetzung.)

10. (Nachdr. verboten.)

Es war in der Dämmerung, wenn man an solchen regnerischen, nebligen Tagen überhaupt von einer Dämmerung reden konnte. Es dämmerte ja eigentlich den ganzen Tag über bereits. Und namentlich in Whitechapel, diesem Labyrinth von Winkeln, Gäßchen, Straßen und Höfen war die Atmosphäre eine so dicke, klebrige und graue, daß man jeden Hund bedauerte, der darin athmen mußte, um wieviel mehr die Menschen. — Aber die Gewohnheit, du lieber Himmel, was thut die Gewohnheit nicht Alles! —

In Whitel-Court stand eine blasse, kränkliche, vor der Zeit gealterte Frau mit einem Kind auf dem Arm furchtsam und zitternd vor dem Eingang in den feuchten Raum, im Sou terrain, der ihr und ihrer Familie zur Wohnung diente. Aus der Wohnung selbst scholl die rohe, brutale Stimme eines offenbar total betrunkenen Mannes: „Kommst Du gleich 'rein, Du verwichenes Weib?“

Eine Menge Neugieriger aus dem ganzen Hof hatten sich vor der kleinen Wohnung gesammelt. Einige halbwüchsige Jungen von acht bis zehn Jahren kamen eben mit leuchtenden Augen und sich gegenseitig zuwinkend herbeigesprungen.

„Rasch, rasch, Diggins ist wieder betrunken und prügelt seine Frau,“ rief der Eine seinen Kameraden zu. Für sie war die Scene offenbar ein erheiterndes Schauspiel.

„Sei doch still, Robert,“ bat die blasse Frau und beruhigte mit der Hand das kleine Kind, welches ängstlich zu schreien anfing. „Sei doch still. Die Leute laufen vom ganzen Hof zusammen.“

Die Frau, die früher vielleicht bessere Tage gesehen, schämte sich offenbar für ihren betrunkenen Mann. Plötzlich schoß der Mann, ein großer, rotthaariger Mensch von etwa sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren heraus, packte wüthend seine Frau am Arm und zerzte sie in die Stube gewaltsam hinein.

„rein, sage ich! Kommst Du nicht pariren,

wenn ich Dir 'was sage? Ich will Dir helfen, Deinen Mann schlecht zu machen. Bist Du nicht an unserem ganzen Elend Schuld? Wo hast Du das Geld? Her damit! Wo? Du willst keins haben? Goddam, ich will Dich schon behaben, daß Dir Hören und Sehen vergeht!“

Es war eine wüste, heisere Stimme, vor deren Klang schon gebildete Leute ein Zittern bekommen. Dazwischen hörten die Leute vor der Wohnung dumpfe Schläge, herzbrechendes Stöhnen, endlich einen Aufschrei, wie aus tiefster Seele, der Schmerzensschrei eines unter der Last seiner Dual zusammenbrechenden Weibes.

„Man muß zum Viertelskommissar schicken,“ sagte Jemand aus der angesammelten Menge.

lich ging das nicht ganz glatt ab. Der Mann war in seiner Trunkenheit wild wie ein Stier. Endlich brachte man die Frau aber doch heraus und legte sie auf den Hof nieder. Sie konnte weder gehen noch stehen, röchelte nur leise und blutete aus einer Wunde am Hinterkopfe sehr bedenklich.

„Schickt zum Armenarzt. Der ist hier nothwendiger, als der Viertelskommissar,“ sagte ein Anderer.

„Jawohl, schickt zum Doktor Strehlen. Der nützt uns mehr, als alle Viertelskommissare von ganz London. Holt den Doktor Strehlen,“ schrie man, und einige Weiber machten sich auf, um ihn herbeizuholen.

Nun trat der Tumultuant selbst unter die Thür und schimpfte in den unflätigsten Ausdrücken über die Einmischung Fremder in seine Angelegenheiten. Er behauptete, daß er Herr in seinen vier Pfählen sei, und wollte endlich seine Frau wieder mit Gewalt in die Wohnung zurückholen. Aber die Zuschauer dieser häßlichen Scene waren so erbittert über den wüsten Trunkenbold, daß sich rasch Einige fanden, die ihm gehörig dienten, so daß er es nach einigen handfesten Puffen und Knüffen vorzog, sofort wieder im Innern des Hauses zu verschwinden.

„Wer ist es denn?“ fragte Jemand.

„Er wohnt schon drei Wochen im Hof und hat noch keinen Penny Miethe bezahlt. Er heißt Diggins, Kornelius Diggins. Morgen werden sie 'rausgesetzt.“

„Was treibt denn der Mann den ganzen Tag?“

„Er ist Sänger. Er singt in den Matrosenkneipen am Hafen unten schottische und irische Lieder.“

„Ah, er ist also ein Künstler,“ sagte Jemand.

„Ein Lump,“ sagte ein Anderer. Doktor Strehlen kam. Er hatte als Distriktsarzt auch die Armen-

praxis in Whitel-Court, war auf dem ganzen Hof bekannt und verehrt. Gewiß zwei Dritteln seiner Einwohner war er schon eine rettende Vorsehung gewesen aus dem mancherlei Jammer, der die Leute in solchem Zustand betraf. Daß der Doktor hier für seine Bemühungen je eine



Marie Wittich,
erste dramatische Sängerin der Hofoper in Dresden. (S. 172)

Einige der Beherzteren sprangen hinein in die Kellerwohnung, um das arme Weib aus den Klauen seines Mannes zu retten, denn man hörte schon an dem Stöhnen, daß hier keine Zeit zu verlieren sei. In der nächsten Minute bereits konnte alle Hilfe zu spät sein. Natur-

Bezahlung erhalten oder angenommen hatte, gehörte zu den Märchen, die Niemand glaubte. Im Gegentheil mußten Alle Beispiele zu erzählen, wo der edle Menschenfreund mit seiner eigenen Börse der rettende Engel so mancher in's Unglück gerathener Familie geworden war.

Der junge Armenarzt kniete bei der schwerverwundeten Frau nieder, um sie zu untersuchen. Es war ein Jammer. Ohne Unterlage, im Regen, im schlüpfrigen Schmutz des Hofes lag sie da, und der tadellos, fast aristokratisch gekleidete Arzt kniete bei ihr — im Schmutz. Ein Wagen rasselte draußen heran. Wenn eine Equipage hier an und sich schon Aufsehen erregte, so mußte dieses Fahrzeug ganz besonderen Eindruck machen. Zwei betretete Diener saßen auf dem Bock, und die vorgepannten Pferde waren, wie auch dem Laien einleuchtete, edle und kostbare Thiere.

Aus dem Wagen stiegen zwei Damen und ein Herr, und dieser Herr war der hier wohlbekannte Tapperday, was die Aufregung der Hofbevölkerung noch steigerte. Nur Doktor Strehlen merkte nichts davon, da er noch immer neben der bewußtlosen Frau kniete.

„Miß Jefferson,“ sagte Tapperday mit bedauernder Miene, „ich habe es Ihnen gleich gesagt, daß Whitel-Court von Westhampton-Court verschieden ist, sehr, sehr verschieden. Aber Sie wollten es durchaus wagen, nun, und da sind wir.“

„O, mein Gott,“ sagte Mrs. Wimpleton und nahm ihr Kleid vorsichtig hoch, „was ist denn dort passiert? Ist die Frau todt?“

Miß Jessie schritt gerade an der Gruppe vorbei, die um die kranke Frau herum stand. Sie war tief verschleiert.

„Blötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. Sie hatte den Arzt erkannt.“

„Wenn Sie befehlen, Miß Jefferson, so gehen wir weiter,“ sagte Tapperday wieder, der wohl meinen mochte, seine Begleiterin sähe sich aus Neugier die halbtodte Frau an. „Das sind solche Vorfälle,“ fuhr er fort, „wie sie in Whitel-Court leider nicht zu den Seltenheiten gehören.“

„Herr Doktor Strehlen,“ murmelte Miß Jessie leise und überrascht. Aber so leise es auch sein mochte, der Arzt hatte es doch gehört. Eine flüchtige Röthe überzog sein feines Gesicht, und seine Augen blickten rasch und erstaunt empor.

„Sind Sie es, Miß Jefferson, oder sind Sie es nicht?“ fragte er wie beiläufig, jedenfalls ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen.

„Muß ich Sie hier wieder sehen, Herr Doktor?“

„Warum nicht, Miß Jefferson? Hier können Sie mich manchmal mehrere Male an einem Tage sehen. Ich bin hier der Armenarzt.“

„Und in Westhampton-Court sieht man Sie so selten?“

„Sie haben mich nicht rufen lassen. Und Sie sehen, daß ein Arzt in London mehr zu thun hat, als bei jungen, verwöhnten Damen zu antichambriren.“

Jessie war weit entfernt, es übel zu nehmen, sich von Strehlen als eine „verwöhnte“ Dame bezeichnet zu hören. Sie schweig einen Augenblick sinnend still. Das also war der Arzt, dem es, wie ihr Onkel gesagt hatte, nur um ihre Pfunde zu thun gewesen war. Strehlen und ihr Onkel Simon, der seinen Sohn veranlaßte, sie zu heirathen, um sich dadurch vor dem Bankerott zu schützen — welch' ein Abstand! Erst nach einer langen Pause sagte sie wieder, um nur irgend etwas zu sagen: „Kann ich für die arme Frau etwas thun, Herr Doktor?“

Der Nothverband, den Strehlen umgelegt hatte, war jetzt fertig, und der Arzt stand auf. Seine Kleidung war übel zugerichtet, schmutzig und blutig.

„Miß Jefferson,“ sagte er mit wehmüthigem Lächeln, „hier kann man immer etwas thun, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Und wenn ich einmal bei den reichen Leuten im Westend eine etwas gepfefferte Rechnung mache, so kommt es zum guten Theil Whitel-Court und meinem Distrikt wieder zugut. Wenn Sie aber für die arme Frau wöchentlich ein Pfund bezahlen wollen, so kann ich ihr im Distrikthospital Unterkunft verschaffen. Sie ist eine gute Frau. Ich kenne sie. Ihre Wohlthat fällt auf eine Unglückliche, aber auch auf eine Würdige. Sie wird es Ihnen danken.“

Jessie suchte etwas verlegen in ihren Taschen. Sie hatte keinen Penny bei sich.

„Mary, hast Du Geld? Gib es dem Herrn Doktor,“ sagte sie dann roth werdend — sie wußte selbst nicht warum.

„Das ist nicht nöthig, Miß Jefferson,“ sagte der Doktor lächelnd. „Die Hospitalverwaltung schickt Ihnen die Rechnung und damit ist die Sache gut. Sie laufen uns ja nicht davon.“

„Darf ich Ihnen meinen Wagen zum Transport der Kranken anbieten, Herr Doktor?“

Strehlen sah überrascht auf. „Und Sie, Miß Jefferson?“ fragte er.

„O, ich —“

„Nein, nein. Bei diesem Sudelwetter? O nein. Eine Miethkutsche thut's hier auch. Aber ich danke Ihnen gleichwohl für Ihr edelmüthiges Anerbieten. Doch Sie werden mich entschuldigen müssen. Sie sehen, mein Beruf duldet wenig Galanterie.“

„Ich bitte Sie, sich nicht stören zu lassen. Und wann darf ich Sie in Westhampton-Court erwarten?“

„Sobald Sie befehlen.“

„Also morgen?“

„Gilt es so?“

Ihre Augen trafen sich einen Moment, dann schlug Jessie die ihren wieder nieder und flüsterte leise: „Ja.“

„Also morgen,“ erwiderte er und wandte sich rasch grüßend seiner Kranken wieder zu, während Miß Jefferson mit Mary Wimpleton und Tapperday weiter ging.

Der Hof machte gerade heute einen besonders widerwärtigen Eindruck, und als Miß Jefferson endlich die Treppen hinaufstieg, die zu Tapperday's Wohnung führten — Treppen, auf denen Tag aus Tag ein etwa dreihundert große und kleine schmutzige Füße hin und her gingen — staunte sie denn doch, wie sehr verschiedenen Whitel-Court und Westhampton-Court war. Tapperday hatte wohl Recht gehabt, als er Bedenken trug, sie hierher zu führen. Nicht als ob Jessie bereut hätte, hierher gegangen zu sein! O, im Gegentheil. Nur trat sie hier in eine Welt, die ihr vollständig fremd, von deren Existenz sie nie eine Ahnung gehabt hatte. Und während sich Mary Wimpleton darauf beschränkte, ihr Kleid vorsichtig zusammenzuraffen und hin und wieder auszurufen: „O mein Himmel! Ach du grundgütiger Gott!“ und Anderes, redete sich Jessie halblaut und sozusagen mit Gewalt die Thatsache ein, daß das doch „auch Menschen“ seien, die hier wohnten, hungerten, sorgten, litten.

Mit einem gewissen Stolz führte Tapperday schließlich die Damen in seine Wohnung, die durch die darin herrschende Ordnung und Sauberkeit gewissermaßen eine Art von Dase in der Wüste von Whitel-Court darstellte.

„Und das ist Kitty, Miß Jefferson, das ist meine Schwester Kitty,“ stellte er diese dann der jungen Dame vor. „Sie schämt sich natürlich vor Ihnen, weil sie die Waschschrüge um hat. Wir haben sie sozusagen überrascht, denn sonst hätte sie ihr weißes Mouffelin Kleid angezogen, in dem sie wirklich ganz niedlich aussieht. Ganz niedlich. Nicht, Kitty? Schlag' doch die Augen auf, Kitty, und sieh Miß Jefferson an. Sie beißt nicht.“

Jessie sah ein verlegenes, aber hübsches, frisches Gesichtchen vor sich, dem der Kummer von seinem Reiz der Jugend nur wenig hatte rauben können. Nur die Augen waren verweint und machten einen rührenden, etwas leidenden Eindruck.

Jessie küßte das junge Mädchen auf die Wange und sagte zu ihr: „Meine liebe Miß Tapperday, ich habe Ihrem jungen Herzen, ohne daß ich es wollte und ohne daß ich es wußte, einen großen Schmerz bereitet —“

„O, Miß Jefferson —“

„Ich weiß es sehr wohl, wie weh es thut, verlassen zu werden und verlassen zu sein. Glauben Sie mir, daß ich diese seelischen Qualen kenne, denn ich selbst leide an ihnen seit meines Vaters Tod. Es gibt Schmerzen, die tiefer wühlen und grimmiger den Menschen anfallen, als die Schmerzen unseres Körpers, und solche habe ich Ihnen bereitet. Ich habe keine Ruhe gehabt, bis ich Ihnen persönlich sagen konnte, daß ich Alles thun möchte, um wieder gut zu machen, was ich unbeabsichtigt geschadet habe.“

„Miß Jefferson, was vorüber ist, das ist vorüber. Sie werden Ihren Better nicht ändern können, und dem Mann, der mich aus dem Grunde verließ, aus welchem das Hugh Jefferson gethan hat, dem würde ich nie mich wieder zu eigen geben können.“

Jessie sah das junge Mädchen etwas erstaunt an. Es lag in ihrem Wesen eine Festigkeit, eine Energie, die ihr entzückend stand. Bei aller Bescheidenheit und Zurückgezogenheit kannte Kitty ihren Werth.

„Sie würden meinen Better nicht wieder aufnehmen, wenn ich ihn veranlassen würde, sich Ihnen wieder zu nähern?“

„Ich würde es nicht können, Miß Jefferson, ebensowenig wie Sie das können würden im umgekehrten Fall.“

Es folgte wieder eine kleine Pause. Dann sagte Miß Jefferson nochmals, um ja kein Mißverständnis obwalten zu lassen: „Sie wissen, Miß Tapperday, daß ich in der Lage bin, die Hindernisse zu beseitigen, die mein Better für eine Verbindung mit Ihnen angegeben hat. Ich würde das thun, indem ich meinem Better Mittel zur Verfügung stelle —“

„Das hat mit der Sache durchaus nichts zu thun, Miß Jefferson, und wenn ich mich nicht deutlich ausgedrückt habe, so gestatten Sie mir wohl noch, zu bemerken, daß ich Ihren Better geliebt habe, solange er mich liebte. Ich habe ihn geliebt um feinetwillen, um nichts Anderes. Nun kann ich das nicht mehr, weil er mich aus einem Grunde verlassen hat, der ihn in meinen Augen als Mann herabsetzt. Noch weniger aber könnte ich ihn lieben um irgend einer Sache halber, die nicht er selbst wäre.“

So stolz! Aber Jessie konnte der kleinen energischen Miß Tapperday nicht Unrecht geben. Sie selbst würde auch nicht Jemand „um irgend einer Sache halber“ lieben können, die nicht er selbst wäre. Diese reine Auffassung gegenseitiger Zuneigung that Miß Jefferson außerordentlich wohl, nur fühlte sie mit einer gewissen Herbeheit heraus, daß die arme Kitty, die, von Niemand bedrängt und genöthigt, vollständig ihrer eigenen Einsicht folgen konnte, in dieser Hinsicht viel besser daran wäre, als die reiche, vielbeneidete Erbin von Westhampton-Court. Diese wurde nicht nur gezwungen, ihre Hand ohne ihre Neigung zu verheirathen, sondern sie wurde auch nur geliebt „um irgend einer Sache halber“, die nicht sie selbst war. War das ein Vortheil des reichen gegenüber dem armen Mädchen? Aber mußte sie sich denn zwingen lassen? Darauf eben kam's jetzt an.

Es schien Jessie, als wenn sie Bundesgenossen gefunden habe, als wenn sie nun Kraft hätte, den Kampf, den ihr die Welt aufnöthigte, anzunehmen. Den Kampf um das Glück, um

das reine, echte Glück. Weshalb hätte sie denn ihren Better lieben sollen, den nicht einmal Kitty mehr annehmen wollte? Langsam und allmählig, aber mit um so reiferer und größerer Entschiedenheit tauchte in Miß Jefferson die Idee des Widerstandes bis zum Aeußersten gegen die ihr gestellten Zumuthungen auf.

„Miß Tapperday,“ sagte endlich Jessie wieder, „ich bin hierher gekommen, um eine Schuld, die ich Ihnen gegenüber gut zu machen habe, abzutragen. Statt dessen sehe ich mich nun genöthigt, Sie auch noch um eine Gefälligkeit zu bitten, die Sie mir erweisen könnten, wenn Sie die Güte haben wollten.“

„Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung, Miß Jefferson.“

„Sie könnten mir nämlich schon durch Ihr bloßes Erscheinen in Westhampton-Court in den voraussichtlich bevorstehenden Auseinandersetzungen mit meinem Better von großem Nutzen sein, und ich möchte Sie deshalb fragen, ob Sie nicht auf einige Tage, Wochen oder Monate zu mir nach Westhampton-Court kommen wollten?“

„Miß Jefferson —“ begann Kitty, etwas verlegen auf ihren Bruder blickend.

„O, ich weiß wohl, was Sie sagen wollen. Sie wollen mir von den Hindernissen sprechen, die sich einem solchen Wohnungswechsel entgegenstellen. Aber ich bin bereit, alle diese Hindernisse fortzuräumen, und wenn Sie etwa in eine längere Trennung von Ihrem Bruder nicht willigen wollen, so werde ich auch dafür sorgen, daß Mr. Tapperday Sie bei mir so oft besuchen kann, als er Lust hat oder Sie es wünschen. Alles Uebrige besorgt Mary. Nicht wahr, Mary? — Gut. Sie haben ihr nur zu sagen, was Sie wünschen und nöthig haben, Miß Tapperday. Es kommt also lediglich auf Ihren guten Willen an, mir zu helfen. Darf ich mich auf Sie verlassen, Miß Tapperday?“

Es bedurfte bei Kitty so vieler Worte gar nicht. Schon der Blick, mit dem Jessie ihre Worte begleitete, hätte genügt, um Kitty sofort willfährig zu machen. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so hatte man sich über das Nöthigste geeinigt, und noch ehe es ganz finster wurde, fuhr Kitty in ihrem weißen Mousselinekleide mit Jessie und Mary Wimpleton nach Westhampton-Court. Jessie aber war jetzt fest entschlossen, allen Intriguen, die sich gegen ihr Lebensglück richteten, mit voller Energie entgegenzutreten — komme, was da wolle.

11.

Doktor Nathaniel Commins besaß eine staatliche Konzeption zur Föhrung einer Nervenheilanstalt in Halfsea-Castle bei Greetown in Südschottland. Eingeständenermaßen theilte Commins die gesammte Menschheit in zwei Klassen ein, nämlich in Verrückte und Nichtverrückte. Diese letztere Klasse interessirte ihn gar nicht; sie war für ihn nicht vorhanden. Die erstere Klasse aber schied er wieder in zwei Unterabtheilungen, nämlich in solche, die Geld haben, und in solche, die keines haben. Auch diese letztere schied er aus dem Kreis seiner Beobachtungen aus, um seine ganze Kraft auf erstere konzentriren zu können, die er denn auch wirklich mit seiner aufopfernden Menschenliebe fast erdrückte.

Nun ist aber bekanntlich Undank der Welt Lohn, und deshalb kam es hin und wieder vor, daß einer der Patienten des Doktor Commins es vor lauter Menschenliebe auf Halfsea-Castle nicht mehr aushielt, Wärter und Besitzer zu täuschen wußte und ausbrach. „Die im wunderbaren Farbenspiel leuchtende Wigtownbai, die prächtigen Wälbungen der schottischen Küste und vor Allem die herrliche, nervenstärkende Luft von Halfsea-Castle“, wie es im Prospekt des Doktor Commins hieß, konnten die Verblendeten nicht rühren, nicht halten. Sie liefen davon, sowie irgend eine Möglichkeit dazu geboten war.

Das waren dann für Doktor Commins immer sehr betrübende Vorgänge, denen gewöhnlich Prozesse wegen straffälliger Freiheitsberaubungen, Gewaltthätigkeiten, Erpressungen folgten, weil die Flüchtlinge in ihrer Verblendung behaupteten, gar nicht verrückt zu sein. Das war ja natürlich schon an und für sich der helle Wahnsinn. Schon wenn ein Mensch im Allgemeinen und ein Patient von Halfsea-Castle im Besonderen behauptete, nicht verrückt zu sein, so war das für Doktor Commins nach hundertfältig ausprobirter Praxis der sicherste Beweis, daß der Betreffende — übergeschnappt war.

Aber auch das Verdienst der Wissenschaft, der aufgeklärte Fortschritt hat in der Welt einen schweren Stand, und die Gerichte wollten sich dieser Beweisführung des Doktor Commins nicht anbequemen. Man berief in solchen Fällen sogenannte Sachverständige, das heißt Leute, die seit Jahren auf den verschiedenen Universitäten — wie Commins sagte — „systematisch verdummt“ worden waren und infolgedessen nichts wußten, die der Neid, die Konkurrenzwuth veranlaßte, anders zu sagen, als Doktor Commins.

Kurz und gut, das waren dann für den menschenfreundlichen Doktor Commins immer höchst unangenehme Sachen, und eine solche war es, die ihn wieder nach London und zu seinem altbewährten Anwalt James Finding in Lincolninn geführt hatte.

„Wie ich Ihnen sage, Mr. Finding,“ erläuterte Doktor Commins, eine vierschrötige, robuste Gestalt mit brutalem Gesicht und ungewöhnlich großen Händen und Füßen, „der Kerl war ein Kaufmann aus Liverpool und hieß Steffins, Nicolas Steffins. Er war dort Mitinhaber einer großen Kaffeefirma, erwies sich aber als solcher unpraktisch und — nun, Sie können sich denken, daß sich ein solcher Mensch seinen Mitbestizern unbequem machen kann.“

Mr. Finding nickte steif und ordnungsmäßig.

„Man bringt ihn also mit Ach und Krach nach Halfsea-Castle zu mir, und nach sechs Wochen springt er drei Klaster tief über die Felsen hinunter in's Meer und schwimmt davon, bloß weil er mit den Wärtern ein wenig in's Handgemenge gekommen war. Er hätte sich den Hals brechen können, der Mensch. — Ach, wenn er ihn nur gebrochen hätte!“ seufzte der menschenfreundliche Doktor Commins unwillkürlich auf, „nun geht der alte Tanz wieder los.“

„Und es wird sich dabei wieder darum handeln, wenigstens die Gefängnißstrafe zu vermeiden, Doktor?“

„Allerdings und ich glaube, wir können das auch. Wenn die Sachverständigen sagen, der Mann sei gegenwärtig nicht verrückt, so beweist das doch nicht, daß er vor sechs Wochen auch gesund gewesen ist, sondern es spricht höchstens für den Erfolg meiner Kur. Daß ich natürlich erkläre, ich habe den Mann ohnehin entlassen wollen, ist ja selbstverständlich. Was meinen Sie?“

„Hm, hm. Wollen sehen, was sich thun läßt, Doktor.“

In diesem Augenblick wurden die beiden Ehrenmänner in ihren juristischen Betrachtungen durch Jones, einen jungen Schreiber, den Nachfolger Tapperday's, gestört. Rasch schob sich der junge Mensch in das Privatbureau des Rechtsanwaltes und wisperte wichtig und geheimnißvoll: „Mr. Finding, er ist da!“

Auch Finding war einen Augenblick überrascht. Er schien sofort zu wissen, wer der geheimnißvolle „Er“ war, und hatte wahrscheinlich schon vorher entsprechende Aufträge gegeben.

„So, so, Tip!“ fuhr er aufgeregt auf, dann beruhigte er sich aber sofort wieder, nahm sein gewöhnliches, gefezmäßiges Gesicht an und sagte zu Doktor Commins: „Mein Bester, eine wichtige Besprechung. Sie haben wohl die Güte, so

lange im Bureau draußen zu warten. Ihre Sache ist ja, Gott sei Dank, so eilig nicht. — Bringe ihn her, Tip, hörst Du? Föhre Mr. Jefferson sogleich herein.“

„Ah, Mr. Jefferson,“ machte Doktor Commins, „Mr. Bernard Jefferson kenne ich ja.“

„Mein Bester, Sir Bernard Jefferson ist ja schon seit vorigem Sommer todt. Es ist Mr. Simon Jefferson, den ich erwarte, der Bruder des Ersteren. — Ah, da ist er schon,“ fuhr er fort, als er Simon eintreten sah, „darf ich die Herren bekannt machen? Doktor Nathaniel Commins — Mr. Simon Jefferson.“

Zwei Verbeugungen, wie sie unter echten Gentlemen üblich sind.

„Ah, mein bester Mr. Finding,“ sagte nun Simon, der überrascht schien, seinen Anwalt nicht allein zu treffen, „ich sehe, Sie sind nicht allein?“

„O, ich will nicht stören,“ fiel Doktor Commins ein und zog sich nach einer abermaligen Verbeugung diskret zurück.

„So,“ sagte nun Finding, „jetzt sind wir allein. Bitte, nehmen Sie Platz. Ich muß vorausschicken, daß ich zweimal zu Ihnen gesandt habe, um Sie zu einer Besprechung einzuladen.“

„Mein Gott, mein Theuerster, wenn Sie wüßten, wie sehr ich gerade jetzt beschäftigt bin —“

„Ich weiß es. Aber Sie hätten diese Störung umgehen können, wenn Sie Ihren Schlussschein zur rechten Zeit eingelöst hätten. Sie wissen, daß Ultimo vorbei ist, und Sie haben die Aktien der Aledereigesellschaft, auf die ich kontraktlich ein Recht habe, noch immer nicht geliebert.“

„Aber lassen Sie sich doch darüber keine grauen Haare wachsen, mein theuerster Mr. Finding. Sie bekommen die Aktien sicher.“

„Sie haben sie mitgebracht?“

„Das nicht, aber —“

„So!“

Ein eiskalter, fast gehässiger und drohender Blick fiel aus den hellen, stehenden Augen des Advokaten auf Simon Jefferson, so daß dieser erschrocken schwieg.

Und da auch Finding nichts mehr sagte, so entstand eine Pause, die aber in diesem Augenblick und zwischen diesen beiden Männern so unheimlich, so beredt, so fürchterlich vielsagend war, daß die Beiden unwillkürlich sich mit den Blicken gegenseitig maßten. Ueberrascht schienen sich Beide zu sagen: „Stehen wir schon so miteinander?“

Simon Jefferson bekam seine Kaltblütigkeit zuerst wieder. Höflich und freundlich, wie vertraulich plaudernd, fuhr er fort: „Bester Mr. Finding, lassen Sie doch diese Sachen jetzt. Das ist ja zwischen uns abgemacht und wird sicher gehalten, wie es abgemacht ist. Sie bekommen Ihre Papiere, und damit gut. Warum Sie sie nicht schon haben, wissen Sie besser als ich.“

„Gewiß,“ sagte Finding noch immer mit einer eifigen Betonung.

„Sie liegen auf dem Vormundschaftsgericht. Von dort muß ich sie erst frei machen, ehe ich sie Ihnen geben kann.“

„Thun Sie doch nicht, als ob das die einzigen Aledereaktien wären, die es in London gibt. Wenn Sie die Stücke liefern wollten, konnten Sie sie auch liefern. Aber Sie wollten nicht, Sir.“

Dabei sah ihn der Advokat scharf an, als wenn er durch diese Beobachtung die geheimsten Gedanken Simon's erforschen wollte.

„So wahr ich das Leben behalten will, bekommen Sie Ihre Papiere,“ fuhr dieser gutmüthig polternd auf.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Wittich, erste dramatische Sängerin der Hofoper in Dresden.

(Mit Porträt auf Seite 169.)

Zu den hervorragendsten Buhnenfangerinnen der Gegenwart zählt Frau Marie Wittich, erste dramatische Sängerin der Dresdener Hofoper, deren Porträt die Leser auf S. 169 finden. Die Künstlerin ist mit dem Direktor Dr. Faul verheirathet; ihr Urgroßvater und der Großvater mütterlicherseits waren Kantoren, ihr Elternhaus stand in Sieben, wo der Vater Kaufmann war. Mit sechzehn Jahren kam sie nach Würzburg zu ihrer Tante Frau Otto-Ubrich, Schwester der bekannten Sängerin Usmina Lederer,

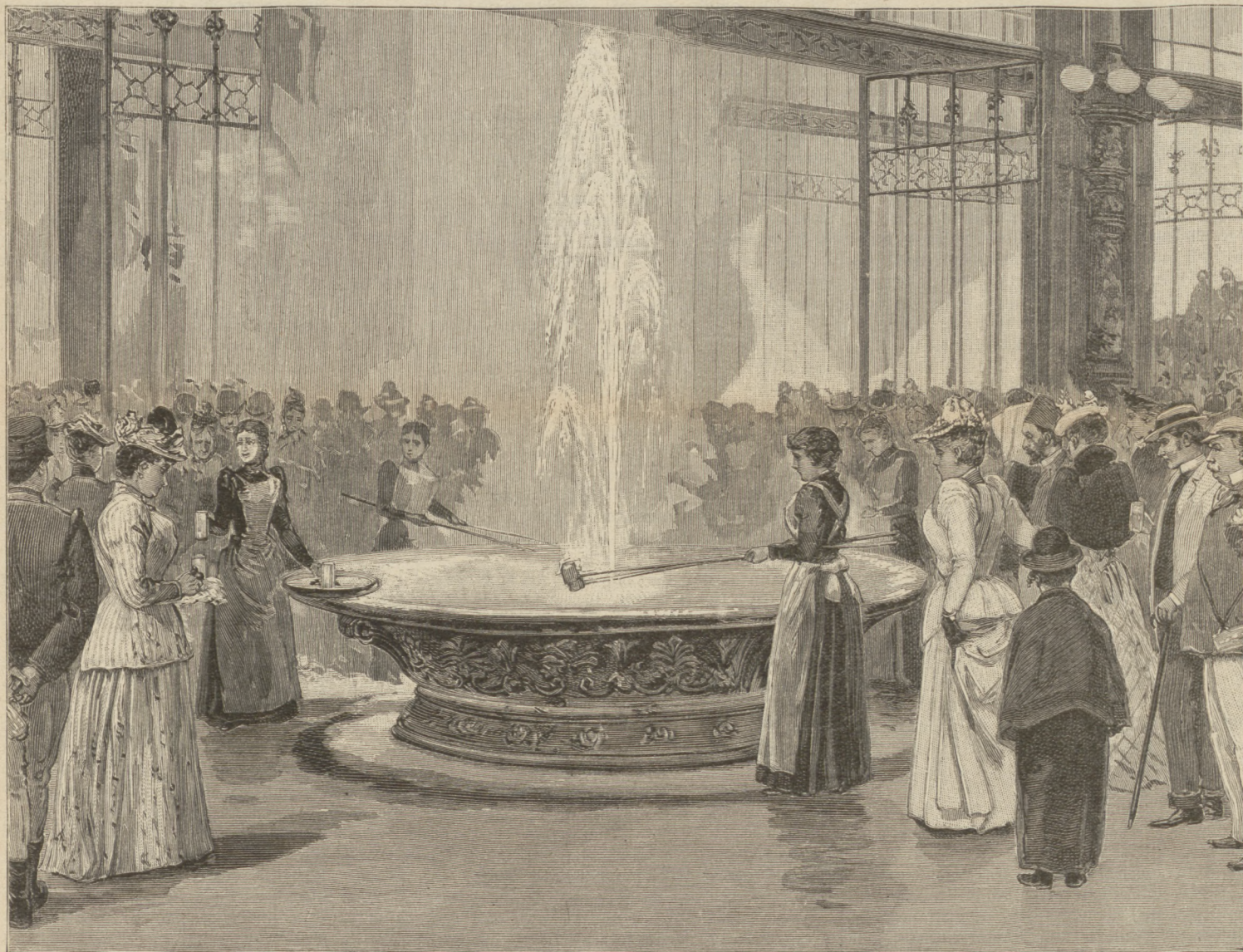
und in dieser künstlerischen Umgebung trat ihr Talent bald unverkennbar zu Tage. Nach vollendeter Ausbildung trat Marie Wittich zum ersten Mal in Magdeburg am 21. September 1882 auf, wurde dann für Düsseldorf verpflichtet und ging im nächsten Winter als erste dramatische Sängerin nach Basel. Nach einem erfolgreichen Gastspiel bekam sie ein Engagement an der Dresdener Hofoper, wurde aber nicht ausreichend beschäftigt und folgte deswegen 1886 einem Rufe nach Schwerin, wo sie drei Jahre blieb. Hierauf wurde sie für Dresden zurückgewonnen und diesmal in vornehmster Stellung als erste dramatische Sängerin; am 29. März 1893 erhielt sie den Titel einer königlichen Kammerfangerin. Marie Wittich singt neben den großen Wagnerparthien mit gleicher Vollendung die Rolle einer Agathe, Nezia, Donna

Anna, Valentine, Margarethe u. s. w. Stimme, Erscheinung und dramatische Gestaltungskraft erheben sie gleichermaßen zu einer Sängerin ersten Ranges.

Der Sprudel in Karlsbad während der Trinkzeit.

(Mit Bild.)

Karlsbad hat im Jahre über 25,000 Fremde, und während der sommerlichen Kurzeit findet man dort eine seltsam gemischte internationale Gesellschaft, die allmorgendlich zu dem Sprudel, der Hauptquelle, mit einer Andacht wallfahrtet, wie der gläubige Muselman zur Kaaba in Mekka. Allen soll ja aus dem gewissenhaften Genue der vorgeschriebenen An-



Der Sprudel in Karlsbad während der Trinkzeit.

zahl von Bechern des Körpers Heil entspringen. In der Hauptkurzeit ist der Sprudel, den unser obenstehendes Bild darstellt, bereits um 5 Uhr Morgens förmlich belagert, so daß die „Sprudelnymphen“ anstrengende Arbeit haben. Vom echten indischen Nadscha, deutschen Reichsgrafen, französischen Marquis, russischen Fürsten bis zum polnischen Juden sind alle Stände und Gesellschaftskreise vertreten. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen?“ kann man mit Schiller ausrufen, und zwar sind es Alles wirklich Kranke, nicht vernugungsfuchtige Reiche, die sich hier um den heilkraftigen Sprudel versammeln.

Der alte Häuptling.

Erzählung aus dem wilden Westen. Von **Val. Fern.**
(Nachdruck verboten.)

David Crockett war in seinen jungen Jahren Trapper gewesen, dann Farmer in Oregon ge-

worden. Im Verlaufe vieler Jahre hatte er durch Fleiß und Sparsamkeit sich zum Wohlstande heraufgearbeitet. Nach dem Tode seiner Frau verkaufte er im Jahre 1880 die Farm und zog nach Cheyenne, der aufblühenden Hauptstadt von Wyoming, um dort fortan in Ruhe als Rentner zu leben. Seine Tochter Mary hatte dort einen wohlhabenden Kaufmann geheirathet, mit dem sie bereits seit neunzehn Jahren in glücklicher Ehe lebte.

Auf der Veranda des hochgelegenen, ansehnlichen Hauses saß an einem heiteren Sommernachmittag der alte Mann bei seinem Enkel Oliver, einem jungen Manne von achtzehn Jahren, der Rechtswissenschaft studierte. Ein weites Panorama landschaftlicher Schönheit lag vor den Blicken der Beiden im Sonnenglanze ausgebreitet. Auch über sah man von der Höhe aus die ganze, durch die Pacificbahn und durch die Entdeckung der

reichen Goldlager in den benachbarten „Schwarzen Hügeln“ so rasch zu Bedeutung gelangte Stadt.

Sinnend sprach der alte David Crockett: „Welche Veränderungen sind doch hier vorgegangen in der kurzen Spanne Zeit von vierzig Jahren! Ich habe diese Gegend gekannt, als sie noch völlige Wildniß war. Damals kamen zu bestimmten Jahreszeiten die Büffel zu vielen Tausenden auf die Laramie-Ebene und zwischen ihnen herum liefen große Heerden der zierlichen Antilopen. Das Land gehörte den Cheyennen. Was ist aus ihnen geworden? Zum größten Theil sind sie schon der Vernichtung anheimgefallen oder versprengt und verjagt nach dem Norden, in unwirthliche felsige Einöden; nur noch wenige Duzend Familien haufen hier nahe bei in schmutzigen Hütten und bitterer Armuth als zigeunerhaftes Gefindel. Ihre Reste sind dem Untergang geweiht, wie die Büffel, welche,

Humoristisches.

Motive zu Freundschaften.



Sepp: Auf den Nazi laß ich nichts kommen, der ist mein bester Freund — im Wirthshaus raufen wir immer miteinander.



„Gi, Lieschen, Du kommst ja immer mit dem Rätchen zusammen aus der Schule, ihr seid wohl sehr befreundet?“
„Ja, sie borgt mir immer ihr Radiegummi.“



Mutter: Ich begreife nicht, weshalb Du mit der Anna, die Niemand leiden kann, immer spazieren gehst?
Tochter: Denk 'mal, wie häßlich die ist — gegen sie steche ich ordentlich ab.



Erster Student: Wollen wir uns ewige Freundschaft schwören?
Zweiter Student: Sehr gern, aber heute habe ich selbst kein Geld.



Mutter: Hast Du viele Freunde in der Kaserne?
Sohn (auf Urlaub): O ja! Jedesmal, wenn Du mir Wurst schickst, sehr viele.



Mann: Wenn nur mein Freund, der Sekretär, käme, damit wir auf die Jagd gehen können.
Frau: Warum schließt Du Dich nicht an einen andern unter unseren Bekannten an? Es gehen ja so viele zur Jagd.
Mann: Ja, aber der Sekretär ist der Einzige, der auch nichts trifft.

seit die große Eisenbahn gebaut wurde und die Ansiedelungen sich mehrten, gänzlich verschwunden sind."

"Den ehemaligen Besitzern des Landes zu Ehren hat man Wyomings Hauptstadt doch Cheyenne genannt," sagte Oliver.

"Diese Ehre hat man ihnen freilich gegönnt — wahrscheinlich, weil sie nichts kostete," versetzte der Großvater. "Der Cheyenne wird heutzutage wie ein heimathloser Hund umhergestoßen in dem Lande, wo er einst herrschte."

"Die Weißen haben eben zuerst hier den fruchtbaren Boden kultivirt. Der Indianer arbeitet nicht."

"Ganz recht. Die Cheyennen dachten nie daran, den Schoß der Erde aufzumöhlen. Ihre Beschäftigung war Jagd und Krieg, und die eigentliche Arbeit haßten sie. Auch jetzt noch, obgleich sie heruntergekommen, halten sie es tief unter ihrer Würde, sich als Arbeiter zu verdingen. Lieber betteln oder stehen sie. — Da kommt gerade Einer von ihnen auf seiner gewöhnlichen Betteltour. Es ist der Häuptling Spotted Snake, die „gefleckte Schlange“, ein alter Bekannter von der Prärie."

Ein siebenjähriger indianischer Greis mit schneeweißem Haar, bronzefarbigem verrunzeltem Gesicht, die elende Gestalt in schlotternde Lumpen gehüllt, schlich herbei zur Veranda und hielt seine Hand auf.

David Crockett legte, indem er ihn auf ganz eigenthümliche Weise ansah, eine kleine Silbermünze hinein.

"Wie befindest Du Dich heute, Spotted Snake?"

"Schlecht," antwortete in gurgelndem Englisch der zerlumpte Häuptling.

"Denkst Du noch an das Abenteuer am Independenceselsen? Darüber sind nun vierzig Jahre vergangen."

Der Indianer murmelte etwas Unverständliches.

"Ei, Du brauchst Dich gar nicht zu entschuldigen, Häuptling. Keine Feindschaft zwischen uns! Wir sind ja alte Bekannte."

Die „gefleckte Schlange“ schlich davon, einer benachbarten Schänke zu.

"Jetzt wird er sogleich Deine Gabe vertrinken," sagte Oliver.

"Ja, das sieht ihm schon ähnlich," sprach David Crockett. "Sein einziger Trost auf Erden ist das Feuerwasser. Den Rum hat er übrigens auch früher schon geliebt."

"Du reichst ihm häufig Almosen?"

"Gewöhnlich jede Woche einmal, seitdem ich hier wohne."

"Du erinnerstest ihn an ein gemeinschaftlich erlebtes Abenteuer. Hat er Dir einmal Gutes erwiesen in der Wildniß, vielleicht den letzten Trunk Wasser oder den letzten Bissen Büffel Fleisch mit Dir getheilt, oder hat er vielleicht sogar einmal in irgend einem blutigen Präriescharmükel Dir das Leben gerettet?"

Lächelnd schüttelte der alte Trapper den Kopf. "Ganz im Gegentheil. Spotted Snake hat mich einst wahre Tantalusqualen ausstehen lassen. Er war Schuld, daß ich fast verdursten mußte, während ich einen Bach des klarsten und frischesten Wassers dicht vor Augen hatte, daß ich beinahe verhungerte, während tausend feiste Büffel rings um mich herumliefen. D, er hat sich damals am Independenceselsen alle erdenkliche Mühe gegeben, meinen Skalp zu bekommen, was ihm aber glücklicherweise doch nicht gelang."

"Dann begreife ich wirklich nicht, weshalb Du Dich jetzt so großmüthig und freundlich gegen diesen schmutzigen alten Cheyennen bezeugst."

"Er hat sich damals auch ein Verdienst um mich erworben, Oliver. Ja, und auch um Dich."

"Um mich?" rief der Jüngling verwundert.

"Wie meinst Du denn das?"

"Will Dir's erklären. Das gefährliche Prärieabenteuer nahm zuletzt eine sehr günstige Wendung für mich und wurde Veranlassung, daß ich dem wilden Trapperleben entsagte, um Farmer in Oregon zu werden. Wenn Spotted Snake damals nicht meinen Skalp hätte haben wollen, so wäre ich sicherlich nicht mit Deiner Großmutter bekannt geworden — kurz, ich würde wahrscheinlich als Junggefelle lebenslang auf den Prärien und in den Gebirgen ein abenteuerliches Trapperleben geführt haben und wäre dabei wohl verdorben und gestorben. Siehst Du, Oliver, Du verdankst es also gewissermaßen der „gefleckten Schlange“, daß Du überhaupt auf der Welt bist."

"Bitte, erzähle mir das Abenteuer, Großvater! Ich möchte gerne Genaueres darüber erfahren."

"Gerne bin ich dazu bereit, lieber Oliver. Höre also zu."

Es war am 25. August des Jahres 1840. Etliche Wochen zuvor war ich sechsundzwanzig Jahre alt geworden. Mit meinen beiden treuen Freunden, den jungen Trappern Jim Baker und Bob Gibson, lagerte ich an einer klaren Quelle inmitten der Schwarzen Hügel. Nahebei grasten unsere drei Pferde, gute Mustangs, sowie zwei starke Maulthiere, welche uns als Packthiere dienten.

Von dem Handelsposten Fort Laramie waren wir ausgezogen. Dort hatten wir ein gemeinschaftliches kleines Blockhaus, dort verkauften oder vertauschten wir die erbeuteten Pelze, dort verfahren wir uns aus den Magazinen mit Provisiionen, Schießbedarf und dem sonst Nöthigen.

Unsere Jagdstreiferei war recht ergiebig gewesen. Vier Packen schöner Pelze bildeten zwei Ladungen für unsere Maulthiere. Nur noch einige Tage wollten wir in den Schwarzen Hügeln verweilen und dann nach dem Fort Laramie ziehen.

Wir hatten ein Büffelkalb geschossen und am Lagerfeuer einen saftigen Festbraten bereitet. Es war nämlich gerade Jim Baker's Geburtstag.

Meine Rumflasche war leer, ebenso die Gibson's. Aber Jim hatte sich für den Geburtstag einen kleinen Rest aufgespart. Daran wollte er sich nun gütlich thun.

Als wir so in der einsamen Wildniß eben die Mahlzeit beginnen wollten, sahen wir plötzlich zu unserer Ueberraschung einen Reiter heransprengen, einen schlanken indianischen Stutzer, mit einem Kopfpuz von schwankenden Adlerfedern, Wamms und Leggins von weichem Hirschleder, schön verziert und behangen mit allerlei glitzerndem Schmuck. Bewaffnet war er nur mit einer Lanze, dem Lasso und einem Tomahawk.

"Es ist unser Freund, der Cheyennenhäuptling Spotted Snake," sagte Gibson.

"Erweisen wir ihm höflich jede Gastfreundschaft!" rief ich.

"Bis auf den Rum," bemerkte Jim Baker. Wir kannten den jungen Häuptling, mit dem wir schon zuweilen zusammentrafen, sehr gut und hatten oft genug in aller Freundschaft die Friedensspieße mit ihm geraucht. Er saß vom Pferde ab und kam zum Lagerfeuer, wo er sich bei uns nieder setzte.

"Sei willkommen, Häuptling!" rief ich gastfreundlich.

"Friede und Heil sei in eurem Lager!" sprach er feierlich mit leichtem Kopfsneigen.

Wir bemerkten seine verdrießliche und finstere Miene. Wahrscheinlich quälte ihn irgend ein Kummer. Deshalb fragte ich ihn: "Was fehlt Dir, Spotted Snake? Weshalb siehst Du so mißmüthig aus?"

"Ich habe viel Verdruß gehabt," versetzte er. "Vielleicht Unglück auf einem Kriegszuge gegen die Sioux?"

"Nein."

"Oder auf der Jagd?"

"Auch nicht. Meine Squaw ist vor zehn Tagen gestorben."

"Dann ist's freilich begreiflich, daß Du Kummer hast."

"D, es ist nicht nur deshalb."

"Also etwas Anderes auch noch?"

"Ja. Ich mußte doch wieder eine Squaw haben für meinen Wigwam. So ritt ich denn hinunter in all' meinem Schmucke, wie Du mich hier siehst, zum Häuptling am großen Flusse im Süden, um dessen schöne Tochter zu freien. Aber Tags zuvor hatte sie schon einen Anderen geheirathet. Ich kam zu spät."

"Das ist allerdings verdrießlich. Jß, Häuptling! Laß Dir's schmecken! Das wird Dich trösten in Deinem Leide."

"Mag nichts davon. Hunger hab ich' gar nicht. Vor lauter Verdruß kann ich keinen Bissen essen."

"Versuch's nur —"

"Nein, Durst habe ich, viel Durst."

"Nun, dort ist ja die Quelle."

"Nein, mein weißer Bruder. Durst nach Feuerwasser habe ich. Wenn man so viel Kummer und Verdruß hat, so ist Feuerwasser immer der beste Trost, denn dabei vergißt man alle Sorgen."

Nachdem er dies gesagt hatte, schaute er mit funkelnden Augen die Rumflasche an und wollte sich derselben ohne Weiteres bemächtigen. Doch Jim Baker verhinderte energisch dies Bemühen, indem er noch rechtzeitig zugriff, die Flasche festhielt und entrüstet schrie: "Hand davon, Häuptling! Davon kann Dir nichts gereicht werden. Dies Restchen Feuerwasser ist mein Privateigenthum."

Spotted Snake runzelte die Stirne, und seine Blicke funkelten.

"Gib ihm doch die Hälfte, Jim!" sagte ich.

"Ja," rief auch Bob Gibson. "Sollen wir um das armselige bißchen Rum den tapferen Häuptling uns zum Feinde machen?"

"Nein, ich will's nicht," murrte Jim eigensinnig. "Für mich habe ich gespart, nicht für ihn. Nichts bekommt er davon."

"Ist das die Gastfreundschaft der Weißen?" grollte der junge Häuptling. "Dieser weite Jagdgrund ist mein. Aber ich hinderte euch nicht, hier Büffel zu jagen und werthvolle Pelze zu erbeuten. So schlecht belohnt ihr meine freundliche Gesinnung und meine Großmuth? Habe ich doch zuweilen in meinem Wigwam mein Bestes mit euch getheilt."

"Jim, sei vernünftig!" mahnte ich.

"Theile mit ihm!" rief auch Gibson.

"Nein," schrie Jim Baker störrisch.

"Ich bin so traurig, so voll tiefen Kummers," sprach Spotted Snake wehmüthig. "Und Du versagst mir diesen allerbesten Trost?"

Dabei langte er abermals begehrllich nach der Flasche.

"Hand davon, noch einmal!" schrie Jim wüthend. Und er schlug mit der geballten Faust den Häuptling vor die Stirne, daß er zurücktaumelte.

"Hund von einem Weißen!" schrie Spotted Snake, schäumend vor Wuth. "Bin ich ein Weib? Du hast mich geschlagen. Das ist Dein Tod, Du schändliches Bläßgesicht!"

Er sprang einen Schritt zurück und riß den Tomahawk hervor. Aber im selben Augenblick hielt Jim Baker die schußbereite Flinte auf ihn gerichtet.

"Wage es — und Du bist ein so todter Cheyenne, wie nur je einer von den Sioux skalpirt wurde!"

Der Häuptling streckte die rechte Hand gegen uns aus, schüttelte sie drohend und rief ergrimmt: "Schande über euch! Ihr habt das Kriegsbeil ausgegraben! So herrsche denn fortan Feindschaft zwischen uns! Wir werden uns wieder treffen auf der Prärie! Mein Jagdgrund soll euer Grab sein!"

„Packe Dich zum Henker, Du mordlustiger Cheyenne,“ schrie Jim, „oder ich brenne Dir eine Kugel auf das braune Fell!“

Spotted Snake ging, Verwünschungen gegen uns murrend, zu seinem Pferde, schwang sich hinauf und sprengte davon.

„Du hast eine große Dummheit gemacht, Jim,“ sagte ich. „Fortan werden wir in den Schwarzen Hügeln und auf den Jagdgründen der Laramie-Ebene nicht mehr unseres Lebens sicher sein.“

Mit noch vielen anderen bitteren Vorwürfen überhäufte wir den eigenfinnigen Jim Baker wegen seiner sträflichen Unvorsichtigkeit. Um ein armseliges Schlüßchen Rum hatte er uns ja auf's Gefährlichste verfeindet mit dem Häuptling Spotted Snake, der über mehr als hundert tapferere Krieger gebot.

Freilich erklärte Jim kaltblütig, indem er seinen Rum ausschürfte, daß er sämtliche Cheyennen und auch alle anderen Rothhäute in ganz Amerika über alle Maßen verachte. Doch Gibson und ich waren gegenheiliger Meinung. Aus gerechtfertigter Besorgniß vor Spotted Snake's Nachgeklüften beschloßen wir Beide, noch am selben Tag die Schwarzen Hügel zu verlassen, um eiligst nordwärts nach dem schützenden Fort Laramie zu reiten. Jim spottete zwar über unsere Vorsicht, hielt es aber doch für weislich, nicht allein zurückzubleiben und so seinen Skalp in Gefahr zu bringen.

Nach einer Stunde beluden wir die Maulthiere mit den Fellen, bestiegen unsere Pferde, nahmen die Maulthiere an Leitseile und ritten durch eine Thalschlucht aus der nördlichen Region der Schwarzen Hügel auf die weite Laramie-Ebene hinaus.

Bis zum Dunkelwerden kamen wir eine tüchtige Strecke vorwärts. Wir lagerten die Nacht über an einem kleinem Bache, zündeten aber vorsichtshalber kein Feuer an, sondern behielten uns mit kalter Küche.

Früh am folgenden Morgen waren wir schon wieder unterwegs. Wir begegneten keiner Menschenseele auf der Prärie, sahen aber erstaunlich viele Büffel und Antilopen in Nähe und Ferne, denn es war gerade die Jahreszeit, in welcher sie sich auf dieser Ebene in solchen ungeheuren Schaaren einzufinden pflegten.

Nachmittags bekamen wir in nördlicher Richtung den Independencefelsen in Sicht. Dieser erhebt sich in der Nähe des vorbeiflutenden klaren Süßwasserbachs als ein steiler, fast vierhundert Fuß hoher Steinkegel aus der Prärie. Nur an einer Seite ist er etwas abgeschrägt und vielfach zerklüftet, so daß dort das Ersteigen möglich ist. Seinen Namen hat er von einigen lustigen Trappern, welche oben auf dem Felsen, nachdem sie ihn mit vieler Mühe erklimmen, einmal fröhlich an einem 4. Juli das amerikanische Unabhängigkeitsfest feierten. Der gigantische Felsen ragt empord nahe an der Karawanenstraße, welche die gewöhnliche Oregonroute damals bildete, und er war für die Fuhrleute ein schon aus weiter Ferne erkennbares Richtzeichen. Dicht dabei am Ufer des Süßwasserbachs, wo üppiges Gras für Zugochsen, Pferde und Maulthiere beste Weide bot, wurde regelmäßig gelagert. Es war dort einer der besten Lagerplätze auf der ganzen langen Route.

Unser Ziel war übrigens heute der Felsen nicht, sondern wir mußten mehr nach östlicher Richtung weiter.

Bob Gibson blickte sich einmal um. Jrgend ein Geräusch hatte wohl seine Aufmerksamkeit erregt. Da stieß er den Schreckensruf aus: „Die Cheyennen sind hinter uns!“

Auch Jim und ich schauten nach Südwesten.

Nichtig, da sprengten sie auf ihren ausgezeichneten feurigen Mustangs hinter uns her, indem ihre Schaar einen ungeheuren halbkreisförmigen Bogen bildete. Kein Zweifel, es war

der racheschnaubende Häuptling Spotted Snake, der mit seinen Kriegern uns verfolgte.

„Verwünscht sei Jim's Unvorsichtigkeit und Eigensinn!“ rief ich bestürzt. „Nun bedroht uns wegen eines Schluckes Rum die furchtbarste Gefahr.“

Jim Baker ließ wortlos den Kopf hängen. Jetzt schien er seine grenzenlose Dummheit zu begreifen.

Was war zu thun in solcher Noth? Das noch so ferne Fort Laramie rechtzeitig zu erreichen, erschien ganz unmöglich. Die Rothhäute hätten uns sicherlich auf der Prärie eingeholt.

„Nach dem Independencefelsen!“ rief Gibson. „Vielleicht lagert dort gerade eine Karawane. Dann wären wir in völliger Sicherheit.“

Das war in der That der beste Rath unter den obwaltenden Umständen. Wir spornten also unsere Pferde und sprengten direkt nach Norden. Eine kleine Weile trieben wir auch noch die beladenen Maulthiere mit fort. Als wir aber, uns umblickend, bemerkten, daß die Cheyennen uns rasch näher kamen, da ließen wir die Maulthiere laufen, wohin sie wollten, denn die Beute unserer Verfolger mußten sie doch werden. Mochten die Pelzballen immerhin den Indianern in die Hände fallen, wenn wir nur unsere Skalpe retteten.

Nun konnten wir unsere Flucht etwas beschleunigen. Immer riefenhafter stieg der Felskoloß aus der Ebene vor uns empor. Endlich war er so dicht vor uns, daß er uns fast beschattete. Wir hatten den Süßwasserbach erreicht.

Indeß unsere Hoffnung sahen wir getäuscht. Es lagerte keine Karawane am Felsen, und das Kriegsgeheul der Cheyennen, deutlich vernehmbar, erscholl hinter uns.

„Auf den Felsen!“ rief ich. „Andere Rettung gibt's nicht mehr für uns.“

Wir ritten eiligst durch den Süßwasserbach, wo ich noch hastig eine Flasche voll Wasser schöpfte. Es war keine Zeit zu verlieren. Um Leben oder Tod handelte es sich.

Wir sprangen von den Pferden und erklimmen den Felsen an der einzig ersteigbaren Stelle, etwa achtzig Fuß hoch, bis zu einer tiefen Ausklüftung, welche uns als eine Art natürliche Festung geeignet erschien.

Unsere durstigen Pferde liefen natürlich sogleich zurück zum Bach, um zu trinken. So wurden sie denn, ebenso wie zuvor die beiden Maulthiere, die leichte Beute der Rothhäute, als diese anlangten.

Wir bemerkten jetzt Spotted Snake, der im vollen Kriegsschmucke sprangte. Er war nicht verwegen genug, einen Sturm auf unsere natürliche Feste zu wagen, sondern hielt sich mit den Seinen vorsichtig außerhalb Schutzweite.

In weitem Halbkreis postirte er seine Krieger draußen auf der Prärie. Es war also sein Plan, uns zu belagern, bis Hunger, Durst und völlige Erschöpfung uns überwältigt haben würden.

Unsere einzige Aussicht auf Rettung beruhte auf der Hoffnung, daß eine nach Oregon ziehende Karawane ankommen würde. Freilich mußte sie bald erscheinen, denn sehr lange konnten wir dort oben nicht ausdauern.

Wir hielten abwechselnd sorgsam Wache, sowohl bei Tage wie in sternklarer Nacht, um nicht unversehens überrumpelt zu werden.

Welche Lebenszeit! Schon am zweiten Tage hatten wir kein Trinkwasser mehr, und dabei sandte die Sonne ihre sengendsten Strahlen auf uns und den starren Felsen nieder. Am dritten Tage hatten wir auch keinen Bissen mehr zu essen. Aber heftiger als Hunger quälte uns der Durst und machte uns fast wahnsinnig. Und unten sloß der klare Bach! Wir dursteten's nicht wagen, zu ihm hinabzusteigen. Am vierten Tag brach glücklicherweise ein heftiges Gewitter aus. Die Blitze zuckten rings um uns her, und der

Donner frachte so gewaltig, daß der Fels unter uns zu erbeben schien. Ein fürchterlicher Aufbruch der Elemente war es, doch uns zum Segen, denn der strömende Regen löschte unseren brennenden Durst und ermöglichte es uns, in Felslöchern einen kleinen Wasservorrath zu sammeln, welcher aber am nächsten Tage allmählig in der Sonnenhitze wieder versiegte. Ringsum auf der Prärie tummelten sich Tausende von feisten Büffeln. Die Cheyennen hatten Fleisch vollauf und ließen sich's an ihren Lagerfeuern gut schmecken. Uns aber peinigte der grimmige Hunger.

„Besser als dies Elend ist's, wir steigen hinab, solange wir noch einige Kraft haben, um als tapferere Trapper im Kampfe mit den Rothhäuten zu sterben,“ sagte ich, als der fünfte Tag sich zum Abend neigte.

„Ja,“ stimmte Gibson zu; „lieber ein rascher Tod, als dies langsame Verhungern und Verschmachten.“

Da rief Jim Baker plötzlich jubelnd: „Freunde, die Rettung ist nahe! Eine Karawane zieht heran!“

Wir spähten auch nach Osten. Er hatte Recht. Ein langer Zug von mehr als sechzig Planwagen mit Ochsen gespannen, geleitet von bewaffneten Reitern, zog langsam und schwerfällig über die Prärie dem Lagerplatz am Süßwasserbach zu.

Auch die Cheyennen bemerkten die Karawane. Dieser Umstand bewog sie zu einem sofortigen Angriff, welchen wir jedoch erfolgreich abwehrten, indem wir sichere Schüsse in den Haufen der Stürmenden sandten.

Die Schüsse wurden weithin gehört. Etwa zwanzig bewaffnete Reiter von der Karawane sprengten eilig herbei, in der Meinung, daß eine andere am Lagerplatz vielleicht rastende Karawane von den Indianern überfallen worden sei, und Spotted Snake mußte in ohnmächtigem Grimm für diesmal seinen Nachgeklüften entsagen. Er schüttelte noch drohend die Faust gegen uns. Dann zog er mit seinen Kriegern ab. Seine Todten und Verwundeten nahm er mit.

Wir waren gerettet.

Von unseren Landsleuten wurden wir freundlich gepflegt. Döstlich nach Fort Laramie zu wandern, erschien uns zu gefährlich, da wir ja leichtlich wieder mit den Cheyennen hätten zusammentreffen können. So entschlossen wir uns denn, mit der Karawane nach Fort Hall zu ziehen.

Der Besitzer zweier Planwagen war der Farmer John Gardiner. Ihn und seine Familie lernte ich gut kennen, und seine Tochter Mabel wurde meine Braut. Ich verzichtete auf das unsätere Jägerleben und wurde ein fleißiger Oregonfarmer und hatte das nie zu bereuen.

Meine beiden Freunde, welche damals jene Drangsale mit mir erduldeten, sind längst todt. Jim Baker wurde in einem Schirmmüzel von den Sioux getödtet, und Bob Gibson im Felsengebirge von einem Grizzlybären zerrissen.

David Crockett hatte seine Erzählung beendet.

„Wenn der zerlumpte Häuptling wieder einmal vorpricht, will ich ihm auch ein Almosen geben,“ sagte Oliver. „Er ist's ja doch gewissermaßen, der Dein und auch mein Glück begründete, wenn ich es überhaupt einmal zu etwas bringe in der Welt. . . Gehst Du heute Abend mit in's neue Theater, Großvater? Die Operettengesellschaft von San Francisco gibt „Fatinitza“, eine sehr lustige Operette.“

„Gerne, Oliver,“ sprach lächelnd der alte Herr. „Als ich vor vierzig Jahren in dieser Gegend Büffel jagte und selbst von den Cheyennen gejagt wurde, da ließ ich mir's freilich nicht träumen, daß es hier einmal eine volkreiche Stadt und ein schönes Theater geben würde.“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das Zimmer Wallenstein's. — Julius Gunding erzählt in seinen „Böhmischen Wanderungen“ folgendes heitere Intermezzo aus Eger: „Kein Franzensbader Kurgast unterläßt es, sich Eger einigemal anzusehen. Freilich kann dann Manchem passieren, was in den achtziger Jahren dem berühmten Pianisten Hans v. Bülow begegnet ist, dem man, als er das erste Mal nach Eger kam, in dem Stadthause das Zimmer zeigte, in welchem Wallenstein erstochen

worden ist. Als bald darauf Bülow seinen Ausflug nach Eger wiederholte und das Stadthaus zum zweitenmal besuchte, führte man ihn in eine andere Stube, in welche nun ohne Weiteres die Wallenstein-Katastrophe verlegt wurde.

„Aber Sie haben mir ja vor vier Wochen ein anderes Zimmer als dasjenige bezeichnet, in welchem Wallenstein den tödtlichen Stoß empfing!“ bemerkte der Komponist.

„Verzeihen Sie,“ meinte der Führer, „das andere Zimmer wird eben ausgewaschen, da können wir jetzt nicht hinein.“ [C. F.]

Auch eine Reklame. — Vor etwa fünfzig Jahren war ein gewisser Shogsbee Inhaber des größten Modewaarenmagazins in Sidney. Die Mittel zur Vergrößerung seines Geschäfts hatte er sich durch eine Heirath verschafft, welche er mit einer reichen, aber sehr häßlichen Wittwe schloß. Als einer seiner Freunde ihn wegen des unschönen Aussehens seiner Gattin bedauerte, erwiderte er: „Und die Reklame rechnen Sie für nichts, wenn es heißt: Shogsbee hat die häßlichste Frau in ganz Sidney?“

[M. S.-d.]



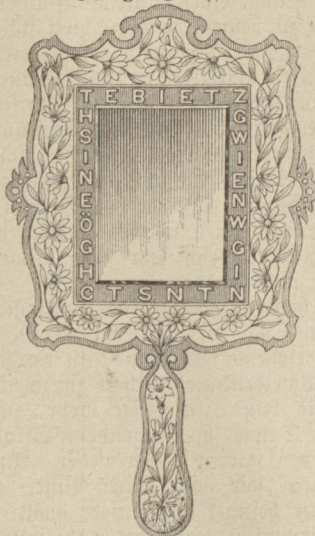
Ansicht von Santiago (Chile).

Santiago (Chile).

(Mit Abbildung.)

Der Haupthafen von Chile ist Valparaiso; eine 228 Kilometer lange Eisenbahn führt von dort in das Innere des Landes nach der Hauptstadt Santiago (siehe die obestehende Abbildung). Santiago de Chile ist eine der schönsten Städte von ganz Südamerika und liegt am Rio Mapocho, zehn Kilometer westlich vom Fuße der Anden. Gegen die Ueberschwemmungen des Flusses, über den vier Brücken führen und auf dessen Nordufer die Vorstadt La Chinca liegt, ist die über 236,000 Einwohner zählende Stadt durch einen 1792 erbauten massiven Damm geschützt. Die Straßen sind mit rechtwinkligen Kreuzungen angelegt; zur Beleuchtung dienen Gas und elektrisches Licht, und Pferdebahnen vermitteln den Verkehr. Santiago hat fünf große und dreißig kleinere öffentliche Plätze; von Westen nach Osten durchschneidet die Stadt eine schöne öffentliche Anlage, die Alameda de la Cañada, mit ihren Baumreihen. Am Bahnhofe liegt die reizende Alameda de las Delicias, mit Denkmälern der Generale San Martin und Miguel Carrera. Viele der öffentlichen Gebäude sind wahre Prachtbauten; besondere Erwähnung verdienen die Münze mit der Wohnung des Präsidenten der Republik, das Parlamentsgebäude, das Stadthaus, die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast und die Dominikanerkirche.

Spiegel-Räthsel.



Bei richtiger Ableitung der Handschrift des Spiegels ergibt sich ein deutsches Sprichwort. Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 21:
Ein armer Fisch ist bald gedeet.

Somogramm.

A C
C E E E E E E
E E G G H
H H I I I
I I I N N
N N S S T T T
T T

Die obigen Buchstaben sind nach dem gleichen Muster und in der Weise zu ordnen, daß die einzelnen Reihen, ob wagerecht oder senkrecht gelesen, gleiche Wörter ergeben. Die letzteren bezeichnen: 1) einen der berühmtesten Vaboorte Europas, 2) ein festes Mineral, 3) ein Gewässer, 4) einen Baum, 5) eine Art Uebereinkimmung.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösungen von Nr. 21:

des Arithmogriphs: 1) Menschikow, 2) Gise, 3) Nonne, 4) Schnee, 5) Chemie, 6) Heimchen, 7) Zimene, 8) Kosmos, 9) Omen, 10) Wein = Menschikow; des Buchstaben-Räthfels: Halle, Helle, Holle, Hölle, Hülle.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorer Ostdeutschen Zeitung, Gef. m. b. H., Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.